

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 101 (1975)
Heft: 50

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

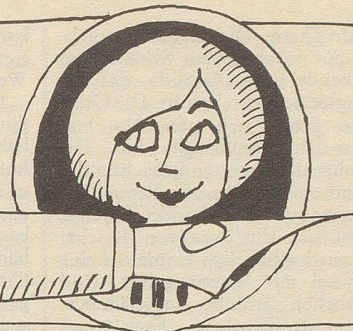
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Gar nicht weihnachtliche Gedanken

«Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust.» Und ich bin froh, dass ich mich auf den alten Goethe berufen kann, wenn mir zum Weihnachtsfest nicht nur Positives einfällt.

Doch, natürlich freue ich mich auf die Wochen davor mit ihren Geheimnissen. Auch das Besondere der Festtage nimmt mich gefangen. Ich höre gern die weihnachtliche Musik, die zur Besinnung ruft, die trotz der vielen Arbeit in dieser Zeit die Gedanken aus den üblichen Bahnen reisst. Ich freue mich sogar über die geschmückten Läden, sie lassen mich stets von neuem zum Kinde werden, das alles bestaunt und sich wundert ob der glitzernden Pracht. Obwohl auch sehr fürs Sparen und für den Umweltschutz schlägt doch mein Herz schneller, wenn abends die Stadt ihre Weihnachtsbeleuchtung verströmt. Nüchterne Zeitgenossen werden finden, das sei nur Reklamerummel und hätte mit vielem anderen, nur nichts mit dem echten Weihnachtsfest zu tun. Sie haben recht, sicher. Doch ich habe trotzdem meine Freude daran und es bewegt mein Gemüt. Ich vergesse darüber nicht die Hungernenden und Leidenden, mein Gewissen ist nicht stumpf. Es erhebt mein Gefühl nicht, wenn ich für diese Menschen meinen Obolus gebe; doch auch im Wissen um die Bedrückten verwehre ich mir nicht die Freude an allem, was mit dem Fest zu tun hat.

Weniger erfreulich dagegen finde ich einige Mitmenschen, die regelmässig zum Fest der gegenseitigen Beziehungen meine schwarze Seele aktivieren und meinen Groll auf sich ziehen. Ja, sie vergällen mir die Stimmung. Es sind jene, die finden «ach, bei euch ist es ja immer so gemütlich».

Als junge Waise habe ich mehrere Feste allein verbringen müssen und daher als junge Ehefrau alleinstehende Freunde und auch Paare gern zum «Fest der leuchtenden Kinderaugen» eingeladen. Im Laufe der Jahre ist dies jedoch zur Plage geworden. Für die lieben Mitmenschen findet Weihnachten selbstverständlich bei uns statt. Man erkundigt sich zeitig genug,

ob der Tannenbaum schon vorhanden ist und gibt Tips, wo dieses Jahr besonders schöne – natürlich Edeltannen – zu kaufen sind. Man rümpft die Nase, ist's nur ein einfacher Baum, oder ist der Meinung, er könnte da und dort noch etwas schöner geschmückt sein. Selbst schafft man sich das immergrüne Symbol der Hoffnung natürlich nicht an, weil's unverschämt sei, was die heute kosten. Gab es früher ein Geschenk für die Kinder, so tut es heute ein Kerzlein, «weil ihr Lichterglanz doch so gern habt». Nicht, dass ich erpicht bin auf Geschenke, nein, doch eine Liebesmüh sollte die andere wert sein; und schliesslich kostet das Nachtessen mit Kafi-Schnaps auch etwas.

So hadert die eine Seele mit der anderen: Sollten wir auf alles Fröhliche – und die Schatten – verzichten und statt dessen Weihnachten unter der gleissenden Sonne am Äquator verbringen? Möglicherweise verlieren wir dabei ein paar liebe Freunde. Ich vermute jedoch eher das Gegenteil. Bei unserer Rückkehr werden die lieben Freunde und uns dann erzählen, wie einsam –

und ungemütlich so ohne Kerzenschein – das Fest hier in Europa war. Und mein mitleidiges Herz wird zum nächsten Weihnachtsfest wieder alles gutmachen.

Ach, immer diese Sache mit den zwei Seelen ...
Marianne

Alle Jahre wieder ...

... kommt das Christuskind, ich weiss. Es kommt jedoch für die züchtige Hausfrau vor allem der Moment des Planens. Meine Lieben, so sehr sie sich auch verändern und – teilweise – vermehren, wollen ihr überliefertes Weihnachtsfest. Was muss ich also besorgen? Wer wird alles da sein? Wieviel Geld brauche ich? Und wo nehme ich es her?

Was koche ich? Ist bei uns kein Problem. Es gibt seit Jahrzehnten das gleiche? Pastetli am Heiligen Abend und einen Schinken am Weihnachtstag. Einer Katastrophe gleich käme es wohl, wenn ich einmal davon abwicke. Vor Jahren habe ich beiläufig einen so verwegenen Vorschlag gemacht. Die Kinder erhoben Wehgeschrei, die Alten erschrecken, und mein Mann

blickte verstört darein. Er hat ohnehin Mühe, sich an Neues zu gewöhnen – wahrscheinlich ist mir das in meiner Ehe etwa zugute gekommen –, und so blieb es bei der Pastetli-Schinken-Tradition.

Einem weiteren – vergnüglichen – Brauch bei uns entspricht das Geschenkeplanen. Es findet am ersten Adventssonntag statt, bevor die Kerze angezündet wird und die ersten Mailänderli erscheinen. Meist verläuft die Sache recht tumultreich. Ich lege meine Liste vor und erwarte Rat- und Vorschläge für Geschenke an Freunde und Verwandte, die gewohnt sind, ein Päcklein von uns zu erhalten.

Unweigerlich ruft alsbald einer: «Die Geschenke-Schublade!», und die Kinder stürzen los, besagte Lade aus dem Estrich zu holen. Sie enthält die Sammlung jener Gaben, die uns im Laufe der Zeit zukamen, und die etwas fragwürdig sind. Ich denke, dass es in jedem Haushalt eine kleinere oder grössere Menge solch ungeliebter Dinge gibt. Bei uns tragen sie einmal jährlich zur Belustigung der Familie bei. Auch unsere Grossen machen bei solchen Retro-Uebungen grinsend mit. Und übrigens kann man ja nie wissen, ob sich nicht doch etwas Passendes findet für den oder jenen ...

Da hat es zum Beispiel Kleiderbügel mit Brandmalerei. Unbegehrte und verlassen. Ein Bastkörbchen mit Kartonblumen. Nachsichtig belächelt. Les parfums de la Provence, die aus porösen Säcklein in die Truhe rieseln und allmählich mit ihrem faden Duft die übrigen Hässlichkeiten durchdringen. Eine Plastic-Brieftasche. Eine kleine, reich verzierte Kuckucksuhr. Eine Krawatte mit Silberaufdruck. Bestaunt und verworfen. Ein Wetterhäuschen mit Tirolerpaar. Gewogen und – schon hundertmal! – zu wüst befunden.

Aber hier: das grosse, bunte Jojo? Wäre das nicht goldrichtig für den Onkel Ernst, der seinerzeit so vollendet das walking-the-dog beherrschte? Was unsere Sprösslinge mit blasser Neid erfüllte und uns den Verdacht eingab, der Onkel übe hinterrücks in seinem Büro. Aber – leider – unmöglich. Auf der einen Seite der Kugel steht «Auf Wiedersehen» und auf der andern «Hotel Alpenblick».

Die grosse Attraktion der Sammlung bildet unbestritten immer wieder die Schachtel der weitgereisten



«Ich wechselte meine erste Frau mit einer jüngeren Frau, und sie wechselte mich mit einem jüngeren Mann.»

Tante Theres. Die Kleinen betrachten mit furchtsamem Schauer das stinkende graue Gebilde, das aus besagter Schachtel quillt. Die Grösseren geben sich geräusch- und lustvollen Voraussagen hin. Die Erfahrenen erwarten bedächtig das Wunder. Denn was die Tante Theres einst aus fernen Landen brachte, nennt sich die Rose von Jericho. Sie wird alljährlich einmal in eine Schüssel mit Wasser gelegt. Und alljährlich erblüht das jämmerliche, strohtrockene Etwas zur grasgrünen, lebendigen «Rose».

Selten habe ich nach unserer Advents-Tagung brauchbare Vorschläge für meine Geschenkliste gehabt. Aber eisern ist jeder bestrebt, an der Tradition festzuhalten. Und für mich ist es nun eben zur Tradition geworden, in der Woche darauf die mir passend scheinenden Geschenke einzukaufen. Und eine Menge anderes dazu. Wie wir Mütter es gewohnt sind. Und das nicht nur zur Weihnachtszeit... Gertrud

Was für eine Arroganz!

Der Artikel «Nicht die Kinder» in Nr. 46 hat mich gelinde gesagt «entsetzt». Was für eine Arroganz verbirgt sich hinter solchem Gedankengut! Mit was für einem Recht masst sich die Schreiberin an, über Leben oder Tod von Kindern zu richten? «Erschiesst doch alle da drüben und beginnt von vorn», wäre der nächste Schritt, ein Satz, den Helfer von Kinderhilfswerken übrigens nicht selten hören. Assoziationen zum Dritten Reich drängen sich auf.

Kinder-Hilfsorganisationen helfen beileibe nicht nur Säuglingen, sondern Kindern jeglichen Alters bis zum Jugendlichen, zum jungen Erwachsenen also. Soll eine Grenze gezogen werden, vielleicht bis etwa zum dritten Lebensjahr; alle Kleinen lasse man am Strassenrand liegen – die sterben ja so leicht – die Grösseren nehme man mit...

Was das Problem der Ueberbevölkerung betrifft, so liegt dessen Lösung nicht in der Kompetenz von Hilfswerken, sondern bei der Regierung des betreffenden Landes.

Beruhigt «Ariane» ihr Gewissen mit Drogen, so ist das ihre Sache, Menschen aber, die Helfen als natürliche Pflicht betrachten und dabei oft ihre Gesundheit aufs Spiel setzen, ihre Kraft und ihr Geld dafür einsetzen – ihr Gewissen wird nie zur Ruhe kommen, sonst würden sie aufhören zu helfen –, solche Menschen der reinen Sentimentalität zu bezichtigen, ist sehr, sehr einfach. Silvia Hess

Nicht mehr basteln ...

Alle Jahre wieder naht die vorweihnachtliche, die fröhliche Zeit, in welcher jedermann, -frau und vor allem -kind bastelt und werkt, um all seinen Lieben ein wunder-

bares, unnötiges, aber selbstgefertigtes Geschenklein unter den Weihnachtsbaum zu legen.

Bei uns war dies jedoch die jährlich wiederkehrende schreckliche Zeit, denn wir sind eine hoffnungslos unkünstlerische Familie, die weder künstliche Rosen aus Seidenpapier, noch Christbaumschmuck aus alten Schuhbündeln anfertigen kann. Bei uns hängen gekaufte Kerzen und Kugeln am Baum und auf dem Tisch stehen frische Blumen. Das wäre ja noch nicht das Schlimmste; aber schliesslich möchten ja auch unsere Kinder die nächste Verwandtschaft beschenken, und so machten wir uns trotz etlicher Misserfolge jedes Jahr im November ans Basteln. Anfangs geschah das immer mit viel Energie und Freude, untermalt von weihnachtlicher Musik, doch nach und nach änderte sich die Szene. Auf den Kleiderbügeln zerfloss die Farbe, die Strohsterne wurden schief und verloren einzelne Zacken, und das aus Ton modellierte Rehkitz glich einem Elefanten mit kupiertem Schwanz. Ungeduldige Worte übertönten die Weihnachtslieder, alle waren plötzlich schlechter Laune, und nichts geriet mehr nach Wunsch.

Daher haben wir dieses Jahr den Entschluss gefasst: Es wird nicht mehr gebastelt. Die Kinder werden aus ihrem Taschengeld für Paten und Grosseltern kleine Geschenke selber kaufen oder ihre Hilfe verschenken. (Für Grossmama vom 15jährigen Enkel: Gut-schein fürs Umgraben des Kom-

postaufens im Frühling.) Wir freuen uns auf den gemeinsamen Einkaufsbummel in der Stadt, und die «brachliegenden» Stunden werden wir mit vermehrtem Lesen und Musik hören ausfüllen, wozu ja sonst meist in diesen hektischen Tagen die Zeit fehlt. Und die gekauften Kleinigkeiten werden wir mit Liebe und Sorgfalt einpacken, denn genauso weit reicht unsere schöpferische Ader noch.

Ich jedenfalls freue mich auf die diesjährige, vorweihnachtliche Zeit und bin gespannt, ob sich irgendwann einmal in mir ein schlechtes Gewissen regen wird. Leni

Eine Odyssee

Auf unserer Kreuz-(und Quer-)fahrt mit Halt an verschiedenen touristisch attraktiven, «publikumsintensiven», und meist wirklich sehr verknöteten Verkehrsknotenpunkten, die wir bei Tag, und zusätzlich und um so suggestiver «by night» in einem (Des-)Orientierungslauf beschnupperten, bildeten wir alle eine quasi Mini-Uno. Die im Hafen von Piräus angeheuere Schiffsbelegschaft (sie kam aus aller Herren und Frauen Länder, zum Beispiel aus Bangla Desh, Uganda, Angola) erfüllte mit vorerst unergründlichem Blick zwischen Ergebenheit, Teilnahmslosigkeit und einer Spur Auflehnung ihre Aufgabe. Das Servierpersonal rekrutierte sich aus stolzen, geschmeidigen, flexiblen Griechen, die uns nüchtern musterten und unter sich mit erstaunlicher

Präzision und Gewandtheit Syrtaki tanzten. Dazu trugen sie fahnenrote Seidenschärpen und Foulards. Die Passagiere bestanden vorwiegend aus Schweizern, Franzosen, Italienern und Engländern. Infolge möglicher Komplikationen in solch multilateraler Gesellschaft deutete ich das Wort «Kreuzfahrt» mit Betonung auf «Kreuz» aus, wie etwa bei «Kreuzzug». Dem war nicht so! Wohl bewahrten die einzelnen Personen charakteristische nationale Merkmale.

Bin ich ein terrible simplificateur und generalisiere im Sinn von: «Schweiz = Kühe, Käse, Uhren», wenn ich unsere Eidge nossen, abgesehen vom Idiom, auf Anhieb am Abendjass erkannte, wo die Männer, meist Stumpfen rauchend, mit kraftvollen und urwüchsigen Kommentaren die Karten ausspielten, indes ihre Frauen dazu emsig strickten? Die Franzosen waren modebewusster als wir, was sich schon bei ihren Kleinkindern, den niedlichen Püppchen, bemerkbar machte. Sie spasteten, stritten sich und kleideten ihren Nachwuchs fortwährend um. Die Deutschen gebärdeten sich auch hier methodisch genau und zielbewusst. Ihr Gespräch floss in bedächtigen Windungen dahin wie ihr und unser Rhein und schwappete selten über. Neben den geräuschvoll debattierenden Italienern mit ihren metallenen Stimmen von latinischer Vitalität gaben sich die Engländer stets höflich, zuvorkommend, förmlich, wenn nicht gar steif bis viktorianisch. Hingegen bei den abendlichen Kabarettaufführungen auf der Schiffs-«Agora» brachen sie, wohl aus Nachholbedarf, auch bei harmlosere Spässen in «homerisches Gelächter» aus, in jenes unwiderstehliche Lachen der griechischen Götter auf dem Olymp, die bereits losgeprustet haben sollen, wenn z. B. der hinkende Hephaistos vorbeihumpelte. Vielleicht war diese Fröhlichkeit einfach der Ausdruck eines allgemeinen Wohlbehagens und der Auslöser dazu «die Sonne Homers», von der Schiller sagt: «Siehe, sie lächelt auch uns.» Ausserdem mögen die Briten Krimis, die Autoren derselben sind ja auch häufig Angelsachsen, und so sassen sie selbst beim eindrucksvollsten Sonnenuntergang im Bordkino.

Das gemeinsame, staunende Sichfreuen über all die Schönheit (vor den Marmortempeln sollen selbst die Götter den Atem angehalten haben) vereinigte uns zu einer einzigen, wenn auch heterogenen Völkerfamilie. Im Geist der olympischen Spiele übersprangen wir die trennenden Hürden, ich meine jetzt die von Mensch zu Mensch. Ein kulinarischer Vita-Parcours besiegelte jeweils das harmonische Beisammensein. Solcherart verwischten sich die nationalen und gesellschaftlichen Schranken: Franzosen und Engländer begannen zu jassen, die Italiener be-



«Lass uns Vater-und-Mutter spielen. Du kochst und machst sauber und ich gehe ins Büro.»

gaben sich mehr und mehr ins Bordkino, mit den Deutschen zusammen, und schliesslich tanzten wir Passagiere, noch etwas unsicher zwar, Syrtaki und trugen dazu fahnenrote Schärpen, während die Schiffsangestellten unser Tun jurierten. Letztere nannten mich übrigens schlicht: «Mami!» wohl wegen meinem «gesetzten» Alter. Mami scheint ein linguistisches Schlüsselwort zu sein, das in jede Sprache passt. Damit lag über dem Schiff zusätzlich für mich noch ein Hauch von Basler Fasnacht, denn dort spricht man mich jeweils mit «Mammeli» an. Ich befand mich sowieso in einem rauschhaften Schwebezustand von geheimnisvoller Entrücktheit. Daraus geweckt wurde ich durch den Kassandrarauf: «Endstation!» (Nicht Sehnsucht!) Pans Flöte war verstummt! Wir liessen die Köpfe hängen und selbst die Italiener sprachen gedämpft. Die Völkerfamilie wurde auseinandergerissen.

Am Schluss der Odyssee steht: «Glück ist die Kraft zum Ueberwinden, denn die Prüfungen gehen weiter, sie dauern immerfort.»

Aber warum nur, frage ich mich seither, ist nicht auch im Alltag und endlich planetar, über die geographischen und rassischen Zufallsgrenzen hinweg, gegenseitiges Einverständnis möglich, wie wir es eben erprobt haben? Hilda

Schauspielkunst am Ladentisch

Es ist einfach ein Kreuz mit meinem Unvermögen, die gleiche schauspielerische Reife wie die meisten meiner Geschlechtsgenossinnen zu entwickeln.

Da komme ich in einem Selbstbedienungsladen zur Frischfleisch-Abteilung, wo man sich nicht selbst bedienen kann, und es stehen bereits drei bis vier Damen da und warten. Je mehr es sind, desto genussreicher ist das Schauspiel. Es soll mir nie mehr jemand sagen, Frauen bemerkten an andern Frauen mit Sperberaugen alles mögliche und unmögliche, das ist überhaupt nicht wahr. Die Beobachtungsgabe erstreckt sich im vorliegenden Fall nicht einmal auf die Anzahl (obwohl nach einem Schweizer Intelligenz-Test ein durchschnittlich begabter Sechsjähriger die Anzahl 4 simultan sollte erfassen können), geschweige denn auf einfache Merkmale der bereits Wartenden. So rufen denn, sobald ein Metzger frei ist und unverbindlich fragend in die Runde blickt, mindestens zwei Damen gleichzeitig ihren Wunsch. Die nachfolgenden Reaktionen sind verschieden. Die eine Frau schaut ganz erschreckt bis schockiert um sich, um zu sehen, woher in aller Welt denn noch eine zweite Stimme gekommen sein könnte. Die andere wirft einen vernichtenden Blick auf ihre Widersacherin, streckt den Hals vor und wiederholt ihre Bestellung lautstark und mit sehr akzentuiertem Dialekt

(am besten macht sich Stadtbaslerisch oder Berndeutscht mit Rachen-R). Dieser Typ bestellt meistens 50 Gramm Kalbsleber fürs Büsi oder sonst etwas Nobles vom Kalb.

Es gibt noch weitere Varianten. Man kann sich auch nach siegreich erfolgter Bestellung bei der funkensprühenden Nachbarin entschuldigen: «Wie, Sie waren schon vor mir da? Oh, das tut mir schrecklich leid, ich habe Sie gar nicht gesehen (besser: ich war ganz in Gedanken)», oder man kann sich im Fall einer Niederlage immerhin vor allen andern dokumentarisch den nächsten Platz sichern: «Nenei, bitte, Sie waren tatsächlich vor mir, ich erinnere mich genau.» Eine andere schiebt sich nun mit sanfter Gewalt an den leergewordenen Platz neben mir und schaut innert dreissig Sekunden mindestens viermal nervös auf die Armbanduhr. Sie sieht weder links noch rechts, hypnotisiert den Metzger und holt jedesmal Luft, wenn er zufällig den Kopf hebt. Ich muss mir eingestehen, dass ich bestimmt weniger in Eile bin als das gehetzte Wesen neben mir, dem vielleicht zu Hause schon die Suppe überläuft. Soll ich nun ein paar Millimeter Nerven investieren und die Frau darauf aufmerksam machen, dass ich vor ihr da war? Soll ich mir am Ende sagen

lassen, dass sie mich (Grösse 172 cm, 75 kg Lebendgewicht) nicht gesehen habe?

Ähnliche Beobachtungen lassen sich an der Kasse weiterspinnen, besonders dort, wo zwei Warteschlangen auf eine Kasse kanalisiert werden. «Einer von links, einer von rechts» funktioniert hier wie auch im Strassenverkehr nur bedingt. Es gibt immer solche, die sich ihr Vortrittsrecht aus irgendwelchen unergründlichen Faktoren zusammenbasteln, und solche, die «ja nur so wenig haben» und «nur ganz schnell», nicht wahr? Oder jene, die ihren Einkaufswagen dicht auf Vordermann halten und gebannt in eine andere Richtung starren, völlig absorbiert von einem Aktions-Plakat oder sonst etwas irr Interessantem, und auf diese Weise in Tuchfühlung mit den Vordermann-Fersen Zentimeter um Zentimeter an Terrain gewinnen. Eine Taktik übrigens, die auch vom shopping Gentleman mit grauen Schläfen bevorzugt wird, denn ihm sieht man es an: er weiss von nichts und sein Name ist Hase. Wenn der wüsste, dass ich weiss, für wie arglos er mich hält.

Dann gibt es noch das Phänomen des «selbständig vorrückenden Einkaufswagens». Natürlich kann es vorkommen, dass man vier Schritte vor der Kasse merkt, dass man den Schnittlauch vergessen hat. Man setzt unter Entschuldigungen beim Hintermann zu einem Spurt durch den Laden an. Offenbar gibt es aber auch davon eine professionelle Variante, indem einem von einer atemlosen Unbekannten fast noch zuhinterst in der Schlange ihr Wagen anvertraut wird und die dann erst im letzten Moment mit einem armvoll weiterer Artikel zur Kasse stürzt, wenn man sich bereits beunruhigt umschauf ... uh

Friedensforschung

Es haben sich viele beklagt, es werde zu wenig in Sachen Friedensforschung getan, die Geldmittel – ich weiss nicht mehr, um wieviele Millionen es geht – seien zu knapp bemessen.

Ich habe einmal einen Vortrag von einem Mitglied der Friedensforschung angehört. Sicher eine fein ausgearbeitete Rede! Aber ebenso sicher ist, dass eine solche Rede nur einem ausgewählten Publikum zugänglich, das heisst verständlich ist. Der breiten Masse sagt sie überhaupt nichts. Meiner Ansicht nach ist es doch vor allem wichtig, das gewöhnliche Volk zu erfassen. Im Grunde genommen brauchten wir überhaupt keine Friedensforschung. Das Geld, die Machtgier, Egoismus tragen an grossen und kleinen Kriegen schuld.

«Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Tut Gutes denen, die euch hassen.» In diesen Sätzen ist das Wesentliche enthalten. Wenn heute viele auf die Strasse gehen und gegen Gewalt und Ungerechtigkeit

protestieren, bin ich ganz auf ihrer Seite. Wenn sie aber selber Gewalt anwenden, zerstören und verwüsten, sind sie eben auch nicht besser als die Urheber ihrer Demonstrationen. Die Welt ist ja heute voll von Gewalttaten. Das Merkwürdige ist, dass überallhin Waffen geliefert werden, angefangen bei den sogenannten zivilisierten Ländern bis zu den armen, unterentwickelten Völkern.

Wäre es nicht an der Zeit, hier den Hebel anzusetzen? Wenn man bedenkt, welch ungeheure Summen die Rüstungen verschlingen, also der Vernichtung dienen, ist das einfach heller Wahnsinn! Das sieht auch der einfachste Mensch ein, sollte man meinen. Dazu braucht es wirklich keine Forschung, die wieder Mittel verschlingt, welche dem Frieden in anderer Form dienen könnten. Etwas mehr gesunder Menschenverstand sollte an Stelle von Gelehrtentheorie treten, damit auch der kleine Mann es verstehen kann. Anni

Die Büchse

Das junge Ehepaar besichtigt die verfallene Burg des englischen Herzogs. Der Hüter ist ein Verwandter des Besitzers. Am Ende des Besuchs ist der junge Ehemann in Verlegenheit. Kann man dem Verwandten eines Herzogs ein Trinkgeld geben? Er sagt:

«Wir danken Ihnen für Ihre Führung. Und nun möchten wir einen kleinen Beitrag als Zeichen unseres Dankes erlegen. Gibt es für diesen Zweck eine Büchse oder dergleichen?»

«Jawohl», lautet die Antwort. «So eine Büchse gibt es.»

«So? Könnte ich sie sehen?»

Der Cousin des Herzogs verneigt sich lächelnd: «Ich bin diese Büchse.»



Was i wett isch Cassinette

Cassinette ist gesundheitlich wertvoll durch seinen hohen Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein **ova**-Produkt

Neu bei Artemis

Edzard Schaper

DEGENHALL

Roman

200 S., Leinen 24.80

Artemis